

A. M. HOMES

**DAS ENDE VON
ALICE**

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Ingo Herzke

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC-N001512

1. Auflage 2012

Die Originalausgabe erschien 1996 unter dem Titel

The End of Alice bei Scribner, New York

Copyright © 1996 by A.M. Homes

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Ingo Herzke

© 2012, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © Luke Kirwan

Autorenfoto: © Marion Ettlinger

Gesetzt aus der DTL Haarlemmer und der Neuen Helvetica

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-462-04381-5

1

Wer ist sie, dass sie von dieser Lust belastet ist, dieser eigenartig erworbenen Neigung zum frischesten Fleisch, dass sie eine Geschichte zu erzählen hat, bei der einige von euch grinsen werden, andere jedoch grimmig wüten, dass dieser Albtraum, dieser Horror aufhören muss. Wer ist sie? Was euch am meisten erschrecken wird, ist die Erkenntnis, dass sie entweder du oder ich ist, einer von uns. Überraschung!

Und vielleicht fragt ihr euch, wer ich bin, dass ich mich einmische, dass ich als ihr Übersetzer spreche und als eurer. Mein ist die Sprache, der Rhythmus und Reim eines seltsamen alten Mannes, der schon zu lange weggesperrt ist zur Strafe dafür, dass er seiner eigenen Neigung nachgegangen ist.

Dass ich in ihr den Keim meiner Jugend sehe und die Erinnerung an ein anderes Mädchen, das ich nicht umhinkonnte zu kennen: das trifft es wohl.

Alice – behutsam biete ich euch ihren Namen und lege euch nahe, wenn ihr ihn so sorgsam haltet wie ich, dicht ans Herz gedrückt, dann mögt ihr am Ende gar verstehen, wie verwirrend der Schlag zweier so ähnlicher Herzen sein kann, und dass eines schließlich stehen bleiben musste.

Und wenn ihr überhaupt irgendetwas seid, dann wisst ihr inzwischen, wer ich bin – und erkennt meine Verstellung als

die alberne, kindische Senilität der langen Gefangenschaft, des einst gesunden, nun getrübten Geistes. Wisst aber auch, da ich euch dies erzähle, dass ich mich wie ein Kandidat beim Berufsquiz fühle; vor mir sitzt mein Tribunal, die drei Ratenden, mit verbundenen Augen – dieses Detail dürfte einige von euch erregen. Sie stellen Fragen nach meiner Profession. Das Publikum hat direkte Sicht auf mich, erkennt mein Antlitz von den Rasterbildern und ist außerordentlich aufgekratzt. Ich bin der erste Perverse, der erste Freund der Jugend, der hier auftritt. Ich bin geehrt. Ich bin gerührt. Wenn ich mich unbeobachtet glaube, berühre ich mich selbst.

Und lasst euch gesagt sein, dass ich für die junge Frau, über die zu sprechen sein wird, tiefste Bewunderung und Respekt empfinde – für junge Frauen ganz allgemein, je jünger, je lieber. Beim Absitzen meiner Strafe bin ich eine Kapazität, eine Koryphäe auf diesem Gebiet geworden. Von nah und fern, von Jugend und Schönheit und auch von weniger Glücklichen werde ich gesucht, meine Sicht solcher Situationen darzustellen.

Am Anfang wurden die gesandten Worte mir oft vorenthalten, die Briefe geöffnet und lange Abschnitte mit eifersüchtiger Tinte geschwärzt von der schweren Hand meiner Wärter. Es ärgerte sie, dass ich Fans hatte – und immer noch habe –, doch irgendwann wurde anerkannt, durch Forschungen belegt, dass unsere Sorte sich nicht in Gruppen, Horden, Meuten zusammenschließt. Wir sind keine Organisation, keine politische Einheit, wir haben kein gemeinsames Ziel und gelten daher als zu verstreut, zu jämmerlich, zu selbstbezogen, um eine Revolution anzuzetteln. So kam meine Post schließlich ungehindert, wurde einfach zugestellt, ungeöffnet, uninteressant. Außerdem haben meine Wärter im Lauf der Zeit zwei-, drei-, viermal gewech-

selt, was an unterschiedlichen Gefängnisverwaltungen, an den unterschiedlichen Temperaturen des gesellschaftlichen Klimas und dergleichen mehr liegt. Während ich also inzwischen von meinen Wärtern im Großen und Ganzen vergessen oder abgetan werde – zweifellos auch meines fortgeschrittenen Alters wegen –, kommt immer noch mit erstaunlicher Regelmäßigkeit Post.

Leider bin ich nicht mehr so ein eifriger Briefschreiber wie früher. Ich lese wirklich alles, doch ich antworte nicht immer – zu selten, mögen einige von euch meinen. Ich habe nicht mehr das Gefühl, dass jede Frage eine Antwort verdient, und kann es mir nicht mehr leisten, mein Taschengeld für Briefmarken auszugeben.

Es gibt jedoch Ausnahmen. Weshalb ich mich für diesen besonderen Posteingang interessierte, für diesen großen, flachen Umschlag – ich finde es bedeutsam, wenn eine Seite nicht gefaltet, wenn das Dokument als so wertvoll erachtet wird, dass man es nicht beschädigen, nicht verkleinern darf, damit es durch den schmalen Briefschlitz passt, wenn der Inhalt so wichtig ist, dass er zur schnellstmöglichen Versendung persönlich zum Postamt getragen werden muss – was mich für diesen sauber getippten Blätterstapel einnahm, war die Bereitschaft der Verfasserin, aus ihrer gewählten Kategorie auszubrechen und über deren Grenzen hinweg zu flirteten.

Was mich an unseresgleichen am meisten stört, ist die Weigerung, eine andere Neigung als die eigene zu erforschen oder auch nur zur Kenntnis zu nehmen. Wie die Unbelasteten tun wir so, als sei unser Freudentempel wertvoller, als gäbe es keinen anderen. Diese Missachtung des weiten Feldes von Aktivitäten weckt eine Traurigkeit in mir, die mir die ganze Sache schon fast ruiniert. Warum nicht die ganze Bandbreite feiern? Dass auch sie diese Frage stellte, rührt

vielleicht an die Wurzel meiner Zuneigung für sie – und natürlich ihre Zuneigung zu ihm und ihre Neigung, mir davon zu erzählen, und wie sie mich an meine geliebte Alice erinnerte. Um ehrlich zu sein: Ich bekomme nicht viele Briefe von Mädchen. Sofort sende ich einen kurzen einführenden Brief zurück: »Höchst interessant. Bitte schicken Sie mir ein Foto von sich, denn es würde mir helfen, Sie besser zu verstehen.«

Sie antwortet ebenso kurz. »Scheiß auf Fotos. Was sind Sie denn für einer, ein Perverser?«

Wieder erwischt. Zurückgeworfen auf mein demütigendes Dasein.

»Ja, meine Liebe«, schreibe ich auf die Rückseite einer schlicht weißen Postkarte.

Ich hatte gehofft, auf einem Foto von ihr etwas zu finden, woran ich mich erfreuen könnte, was noch kindlich ist – auch im zweiten oder sogar dritten Lebensjahrzehnt ist da oft noch etwas übrig. Manchmal ist es nur das Kinn, ein Streifen Hals oder ein Ohrläppchen. Manchmal findet sich ein vollkommenes Stück, das bisher noch ohne Makel ist. Von dort kann ich ausgehen, mich auf diesen Ort konzentrieren, diesen Abschnitt Jugend, und den Rest aus meiner Erinnerung ergänzen, so wie es einmal war. Aber jetzt greife ich vor.

Nennt mich altmodisch, da ich mich auf ein Arrangement beschränke, das nach Ansicht von meinesgleichen längst passé ist. Meine Mitästheten in dieser großen Kolonie von -philen bezeichnen mich als Klassizisten. Ich interessiere mich für die Art der Paarung, die im Lauf der Geschichte die Fortpflanzung des Menschengeschlechts gesichert hat. Mir ist klar, das wahrhaft Interessante, die zeitgemäße Strömung liegt in dem, was manche für die allerhöchste Raffinesse halten, die Verbindung verwandter Menschen –

verwandt im klassischen Sinne, durch Familienbande, oder durch die Nähe und Vertrautheit des eigenen Geschlechts – die verwirrenden Verstellungen, die köstlichen Korrekturen und Gebärden, die mit der Paarung zweier gleichartiger Gegenstände einhergehen. Doch ich möchte um Verständnis und die Erlaubnis bitten, auch diese traditionelleren Ausformungen unserer Art zu betrachten. Nicht alles geht verloren.

Sie schreibt: *Es klingt so eigenartig, wie Sie reden – haben Sie in England studiert? Oder ist das ein Sprachfehler? Eine Freundin von mir musste in ihrer ganzen Highschool-Zeit mit einem »Sprachtutor« arbeiten.*

Ich antworte: University of Virginia, B.A. 1961. Der Sprachfehler ist reines Getue.

Oh.

Ehe ich fortfahre, muss ich euch außerdem bitten, die Eigenheiten meines Klangs, meines Denkens zu entschuldigen, denn ich spreche dieser Tage so selten, dass alles, was ich dann einmal sage, quasi herausstürzt und dabei Anhänge, Anklänge an Vergangenheit wie Gegenwart mit sich reißt. Mein Zugang zur Gesellschaft ist beschränkt, und so wird das, was tatsächlich durchdringt, mir umso viel lieber, wird mit Bedeutung und Belang aufgeladen. Oft bin ich zu Tränen gerührt oder zu mehr oder zu Schlimmerem. Auch hier könnte ich ins Detail gehen, wie es meine Art ist, aber am besten halten wir uns an die Geschichte vor uns, nämlich ihre und nicht meine. Meine ist nur zu vertraut; sie erzählt von einem Leben langer Nächte in meinem Zimmer, die Pritsche an der Wand, der Farbfernseher – Geschenk eines namenlosen Bewunderers – auf einem fernen Stuhl, das geisterhaft farbige Lichtrad strahlt über die weißen Wände,

wirft Schatten in die Stille der Nacht. Allein schaue ich mit eingestöpseltem Ohrhörer, und manchmal habe ich Gesellschaft – ich teile mir den Fernseher mit Clayton, einem Princeton-Absolventen und Mörder, der sich gut eingelebt, die Gefängnisfantasie verinnerlicht hat. Wir können Kabel empfangen, von einer Leitung in der Wand abgezweigt, was ganz gut funktioniert, wenn die Winde günstig stehen. Die Lautstärke bleibt niedrig, damit die Wärter unser Stöhnen, unser Heulen, unsere Tränen nicht hören und uns womöglich unser Spielzeug wegnehmen. Wir hocken auf dem Rand der Pritsche und sehen: *Voyeur Vision*, *Nude Talk Show*, *Robin Byrd*, Werbespots für Telefondienste, *Wähle 970-Pee* (das zusätzliche *e* in *pee* steht für Extra-Pisse), *Chicks with Dicks*. Und auch wenn das heuchlerisch klingt: Ich bin entsetzt, atemlos. Zum ersten Mal spüre ich mein Alter, weich die Knochen, das Herz gebrochen. Dennoch ziehen mich diese Dinge an, es liegt in der Natur meiner Krankheit, dass mich viel zu viele Dinge anziehen. Ich bin entsetzt, und ich bin traurig.

Gefängnis. Die Klingel schrillt. Im Hinterland des Staates New York – das Datum im Grundstein lautet 1897. Mein Zimmer liegt in einem Flügel, der nur West genannt wird, und ist seit siebenundneunzig Jahren nicht renoviert worden. Ich bin seit Stunden auf. Es gibt keine Ruhe. Ich mache mir Notizen – habe allmählich das Gefühl, dass die Uhr schneller tickt, dass mir nicht mehr viel Zeit bleibt. Das Klingeln – die Interpunktion des Tages. Es klingelt, und plötzlich bin ich wieder hier. Hier im Gefängnis, dem ich gerade zu entkommen begann.

Morgenappell. Ich stehe an der Tür, dem Tor zu meiner Zelle. Auf der Hälfte der Strecke fange ich an, die Namen zu

hören – manchmal höre ich bis Wilson, aber meist geht der Ton erst ab Stole oder Kleinman an. Ich höre ihre Namen, ich kenne ihre Taten. An manchen Tagen finde ich, Kleinman hätte fünfzehn bis zwanzig kriegen sollen, an manchen Tagen bloß fünf bis zehn. Was ändert meine Meinung?

»Jerusalem Stole«, ruft der Sergeant – sie sind noch vier Türen von mir entfernt.

»Das ist ein Irrtum – nennt mich Jerry«, antwortet Jerusalem.

Ich stecke mein Hemd in die Hose und versuche, mich zusammenzureißen.

»Frazier«, ruft der Sergeant, und Frazier, mein direkter Zellennachbar, antwortet: »Und was ist?«

Ich stehe bereit. Als mein eigener Name gerufen wird, prüfe ich mich, meine Verbrechen, und bleibe seltsam still.

Wieder ruft der Sergeant meinen Namen. Er drückt das Gesicht an meine Gitterstäbe und fragt: »Alles in Ordnung?«

Ich nicke.

»Wieso antworten Sie nicht?«

Ich zucke die Achseln.

»Haben Sie nichts zu sagen?« Seine Schlüssel klirren. Hier gibt es Türen und Schlösser, die, wie ich glaube, keinem Zweck dienen. Fangtüren. Falsche Türen und Gänge, die nirgendwohin führen.

»Wie spät ist es?«, frage ich den Sergeant.

Überm Eingang dieses Gebäudes, den ich nur einmal gesehen habe, vor dreiundzwanzig Jahren, beim Eintreten, überm Eingang hängt eine riesige Uhr mit nur einem Zeiger.

»Wie spät ist es?«

»Wie schade«, sagt der Sergeant, schiebt den Schlüssel ins Schloss und befreit mich. »Zeit fürs Frühstück.«

Wässriges Rührei. Trockener Toast. Kleine Schälchen
Frühstücksflocken. Milch.

Das Mädchen. Sie verbringt den Sommer daheim, nach dem zweiten Jahr an einem bekannten Frauen-College, dessen Namen ich geheim halten werde, um der Einrichtung die Peinlichkeit oder womöglich den Stolz zu ersparen, je nachdem, welches der Fördermitglieder man fragt. Mögen die Vorzüge einer nach Geschlechtern getrennten Ausbildung, die hehren Ziele der wenigen verbliebenen reinen Frauenuniversitäten auch anerkennenswert sein, so spricht man doch selten über die Schattenseiten, den Anspruch, dass der Körper seine Entwicklung, seine Neigungen vorübergehend aussetzt, während das Wachstum des Intellekts gefördert wird. Dieses Ungleichgewicht erzeugt Probleme, eine ganz und gar weibliche Störung, die sich körperlich vor allem in befremdlichen (politischen, gesellschaftlichen, sexuellen) Haltungen ausdrückt, einer boshaften und feindseligen Lethargie, einer attraktiven Verwirrung des Auges und, wie berichtet wurde, einem nicht ganz unangenehmen Kribbelgefühl an den nachgiebigen Stellen des Körpers.

Aus ihrem Brief wird deutlich, dass sie seit Jahren auf der Suche ist, an all jenen Orten, wo ein vielfältiges Sortiment ihrer bevorzugten Art zu finden ist, wo man in Ruhe auswählen, ungestört einkaufen kann. Sie geht in die öffentlichen Parks, die jede amerikanische Stadt zieren, zu den Baseball- und Fußballplätzen, wo sie in den Uniformen der Jugend und der jeweiligen Liga herumtollen. Sie trampeln und treten einander, springen aufeinander, werfen ihr zartes Fleisch gegen das ihrer Freunde, klatschen und schlagen einander, als ginge es nur darum, als schaue niemand zu, als kümmere es keinen.

Sie sitzt an der Außenlinie und applaudiert fröhlich, kreischt jubelnd, wenn ein Tor gefallen, ein Ball vom Schläger getroffen ist, wenn der Spieler das dritte Mal umrundet und zur Homeplate eilt.

Sie sucht die Orte auf, wo sich Familien versammeln – Zoos, Zirkusvorstellungen, Puppentheater –, und beobachtet sie, wenn sie unter sich sind, wenn sie sich um Souvenirs und Süßigkeiten streiten, ihre molligen Hände und Lippen sich um wollige Wolken künstlich gefärbter Zuckerwatte schließen, um eine Packung Cracker Jacks, um heliumgefüllte Ballons, Filzabzeichen, die für brave kleine Jungen und Mädchen gekauft werden. Man trifft sie in Spielhallen und Einkaufszentren, wo die entnervten, frustrierten Eltern dieser Wesen ihren Nachwuchs abladen, als wäre dieser moderne Bau, diese Architektur des Kommerzes und Warenaustauschs, dieses Gebäude selbst ein ausgebildeter Babysitter.

In einem Fall wie diesem, wenn man so lange so gründlich gesucht und geschaut hat, liegt es im Bereich des Möglichen, dass ein Stau okulärer Fantasien die aktuelle Ansicht überzeichnet, dass der innere Augendruck durch ständige Erweiterung der Pupillen eine Reizung erzeugt, die dem Überdruck in anderen Körperregionen nicht unähnlich ist. Auf dem Höhepunkt befällt sie so eine Art Blindheit – fast im klassischen Wortsinn hysterisch zu nennen –, während der sie nicht sieht, was sie tut, sondern sozusagen die Wahrnehmung zur Welt bringt, ihr Greifen nach seinem Fleisch sei nur ein Tasten nach der richtigen Richtung.

Vielleicht ist es ganz anders als bisher dargestellt, vielleicht ist der Junge in Wahrheit nicht ihr Dämon, sondern ihr Führer. Ich vermute schon lange, dass die Jugend viel mehr weiß, als die überzuckerte Kluft zwischen Geist und Körper ihr zu artikulieren gestattet.

Das Sommersemester war Scheiße, noch zwei Klausuren bis Juli nachzuholen, sonst – akademische Bewährung! Noch eine Hausarbeit zu schreiben, zwanzig bis dreißig Seiten: »Der kriminelle Charakter«. Soll ich es wagen, mein eigenes Tagebuch abzugeben?

Total wütend wegen irgendwas, weiß nicht was. Migräne. Aarrgghhh.

Was machen Sie denn da eigentlich so, um sich zu amüsieren?

Am sechsten Tag nach ihrer Rückkehr, nachdem die vorherigen Tage in tiefer Ruhigstellung verbracht worden waren – eine nahezu komatöse Kettenreaktion, eine biochemisch zusammengehaltene Anpassungsphase voller Kopfschmerzattacken von solcher Stärke, dass rezeptpflichtige Medizin zum Einsatz kam, die betäubende, benebelnde Kombination aus Fiorinal und Percocet – reich mir die Flasche, meine Liebe – und die Entwicklung einer ganzen Reihe von Symptomen, wie sie typisch sind fürs Leben einer Neunzehnjährigen – Anorexie, gefolgt vom Überfressen an Mutters guter Küche, ein Völlegefühl, vier Temperamente widersetzen sich Liebeserklärungen, Übelkeit, seltsame Träume, vergraben im tiefen Schlaf des eigenen Bettes, Diarrhöe – der Wandschrank geputzt und aufgeräumt, weitere Bestandteile des unendlichen Vorrats an Kindheitserinnerungen in Plastiktüten am Fuß der Auffahrt abgestellt, zur Abholung durch die Heilsarmee – Reinigung.

»Es ist das Wasser. Die Wasserveränderung bekommt dir nie«, sagt ihre Mutter.

Am siebten Tag erhob sie sich aufs Neue, wusch und kleidete sich sorgsam: Ein Duschgel auf Blumenbasis kam neben frischer Pfefferminz-Zahnpasta beim morgendlichen Ritual zur Anwendung, dazu ein talkhaltiges Deodorant,

auf den Säuregehalt weiblichen Schweißes abgestimmt – sie wird doch noch hineinwachsen, verdammt – und dazu einen Tropfen vom Chanel ihrer Mutter, weit unten auf den Rücken getupft, knapp über dem Anfang ihrer Arschritze. Die Details ihrer Körperpflege wurden weniger beschrieben als vielmehr von mir durch Interpretation erschlossen, durch mein persönliches Verständnis ihres Wesens. Ich möchte außerdem anfügen, dass sie sich, sorgfältig eingeschäumt mit Mutters Feuchtigkeit spendender Seife, mithilfe eines in der Dusche vorgefundenen Rasierers die Beine, die Achselhöhlen und, wie zum Geschenk für mich, die wenigen auffälligen Noch-nicht-Schamhaare auf der Innenseite ihrer Schenkel rasierte. Gott sei Dank für die Akkuratess, für den sauberen Strich der Doppelklinge. Dann schlüpfte sie in ihre Verkleidung – übergroße und unmodische Shorts und ein vom Vater abgelegtes Hemd –, ging zum morgendlichen Mahl nach unten und machte sich schließlich in Unauffälligkeit gehüllt auf, ihren Mann zu finden.

Die Nervosität, welche dieses Vorgehen erzeugte, diese Gedanken, die nun Taten werden sollten, war enorm. Als ihre Mutter mit liebevollem Säuseln fragte: »Wo willst du denn hin?«, und damit ihre Konzentration störte, die Gedankenfrequenz ihrer Tochter unterbrach, die zwanghafte Natur ihrer Pläne, ihrer Bewegungen, da schien das Kind zusammenzuzucken und für den Bruchteil einer Sekunde gänzlich die Nerven zu verlieren.

»Schätzchen«, wiederholte die Mutter, der immer noch Jugendlichen folgend, die wie ein plötzlich in die Falle geratenes Raubtier auf und ab tigerte, während die hohen Absätze ihre Mutter hinter ihr stepptanzten. »Ich habe gefragt, wo du hinwillst.«

Unsere Heldin wandte sich ihrer Mutter zu und brüllte: »Raus«, wobei sie dieser ihren vor Begierde schweren Atem

ins Gesicht blies. Die überwältigte Mutter trat einen Schritt zurück, während die Tochter rasch aus der Tür trat und den schweren hölzernen Flaschendeckel, das Tor zur Gruft hinter sich zuschlug.

Draußen. Die große Weite Westchesters bot die Klarheit eines Morgens Ende Mai dar. Die Blumen brachen aus der Erde, Knospen erblühten, der Himmel des Staates New York war klar und hell, die Luft weder warm noch kalt, sondern gerade richtig, und die Stille der Vorstadtstraßen ausgebreitet wie eine dicke Decke, die jeden Laut, jeden Impuls dämpfte, der knapp darunter lauern mochte.

Hinab und herum wanden sich ihre Schritte, denn sie hatte vor, den langen Weg zu nehmen, der gar kein richtiger Weg war, sie wollte wirken, als hätte sie kein Ziel. Direkt zu seinem Haus zu laufen, sich vor die Auffahrt zu stellen und das Fernglas auf sein Zimmerfenster zu richten, das wäre so schmerzhaft offensichtlich, so jammervoll langweilig, so schrecklich unpathetisch und spannungsfrei, so ohne Stimmung und Erinnerungswert, dass es undenkbar war. Und Gott sei Dank kam es ihr auch gar nicht in den Sinn. Gott sei Dank war ihr Denken subtil und raffiniert genug, solche Dummheit gar nicht erst reifen zu lassen. Vergebt mir, dass ich sie überhaupt erwähnt habe.

Ihr Herz ist voll, als sie um die Ecke biegt. Die Burg seines Vaters ist unzerstört. Das Garagentor steht offen, sie sieht die Spielzeuge – Fahrräder, Schlitten, Ski, ein Kanu –, die Requisiten der Charade, innen an die Wand gelehnt. Zu jedem kann sie ein Szenario entwerfen, eine Szene und eine Art, wie sie dieselben gern benutzt sähe. Sie sieht den Familienkombi in Ruhe, das Heck befleckt mit kindlich – daher schief – angebrachten Aufklebern, die manche für humoristisch halten mögen. *Wenn Sie dies lesen können, sind Sie zu dicht aufgefahren; Trommler tun es im Takt; Hupen Sie, wenn*

Sie ... mögen. In hektischem Tumult, klappernd und surrend, kommt sein kleiner Bruder auf seinem »Big Wheel« die Auffahrt heruntergesaust. Hier zitiere ich sie wörtlich, denn ich weiß nicht genau, was sie da eigentlich beschreibt, stelle mir etwas Ähnliches wie ein Einrad vor. Sie sieht den Kleinen, ist jedoch weder amüsiert noch interessiert – zu zappelig. Das weiß sie von einem Semester Arbeit in einer Kindertagesstätte, wo sie so viele Hosen auf- und zugeknöpft, herauf- und heruntergezogen hat, die Eigenheiten so vieler kindlicher Intimbereiche in direktester Weise begutachten konnte. Sie musste zugeben, dass sie zwar reizend und zart schienen, aber einfach nicht ausreichend: nicht mehr als Stoff für eine hübsche Brosche, eine moderne Skulptur, zu tragen von neidischen Nichtbesitzerinnen. Der Putten-Penis – wie manch andere Miniatur, wie ein feinknochiges Küken – blieb besser beobachtet als bestellt, aus der Ferne betrachtet als auf dem Teller serviert. Also blieb sie auf dem Bürgersteig stehen und sah den jüngeren Bruder an, bis er zurückschaute, dann nickte sie und ging die Straße entlang in Richtung Schulhof.

Ihr Junge stand schon seit einigen Jahren unter Beobachtung – er war natürlich nicht ihr Erster; es hatte schon andere, frühere Experimente gegeben –, doch er würde, so hoffte sie, ihre erste vollständige Eroberung werden. Vor zwei Jahren war er auf altmodischste Weise entdeckt worden – auf dem Spielplatz hinter der Schule. Er war neun oder zehn, flankiert von zwei Begleitern, die Summe seiner selbst, und die gesamte Gruppe versuchte sich an der sportlichen Beherrschung des Skateboards. Das Board war neu und er darauf eher unkoordiniert. Alle drei Jungen waren in jenem Alter höchster Weichheit, wenn die Muskeln aufs Erblühen warten und von einer recht dicken Schicht Haut eingehüllt sind, die zum Kneifen einlädt. Würde man ein Kind in sol-

chem Zustand grillen oder backen, geriete es äußerst aromatisch. Unser Mädchen fand es eine Schande, eine verpasste Gelegenheit, dass nicht jeder in den Regionen Westchester und Dutchess County den Geschmack jungen Fleisches versuchen konnte. Sie dachte, man sollte vielleicht ein- oder zweimal im Jahr als Bestandteil einer größeren Festivität einen von jeder Sorte, Junge und Mädchen, zubereiten und jedem Einwohner eine Portion reichen, begleitet von leckeren Röstzwiebeln, Möhren, Kirschtomaten, Paprika, wie bei einem Schaschlik. Doch sie gestand sich widerstrebend ein, dass eine solche alljährliche Veranstaltung sich zu einem gefundenen Fressen entwickeln könnte, zu einer Art Bluttausch, welche die ganze Gattung auslöschen und vom Erdboden tilgen könnte. Schließlich heißt es seit Jahrhunderten, wenn bestimmte Tiere erst einmal Fleisch gekostet haben, gibt es kein Zurück mehr, und sicherlich gehören frühpubertäre Jungen und Mädchen zu jener vollmundigen, saftig roten Sorte, die genau solche Reaktionen hervorruft. Durchaus möglich, dass allein der Duft ihrer auf den Grill spritzenden Säfte ausreicht, um Fleischfressern auf der ganzen Welt das Wasser im Mund zusammenlaufen und sie die Grenzübergänge stürmen zu lassen. Darum räumte sie prinzipiell ein – auch wenn ich nicht so leicht zu überzeugen bin –, dass eine derartige öffentliche Verkostung wohl nicht infrage käme, obgleich dieses Verbot zu ein wenig Nascherei daheim ermunterte, wenn nicht gar aufforderte.

Sie sehnt sich danach, ihn zu probieren, doch sie hat gewartet, ihm zuerst ein Jahr und dann noch einen Sommer des langsamen Garens gegönnt, und nun ist sie in der Hoffnung zurückgekehrt, ihn beinahe vollkommen zu finden, gut durch. Ihr läuft der Speichel.

Der Schulhof ist leer. Schaukeln stehen still. Eine Frau mit leerer Kinderkarre geht darüber und ruft: »Jeffrey, Jef-

frey, ich weiß, dass du hier bist, komm raus, komm raus, egal, wo du steckst.«

Sie marschiert weiter – unsere brave Soldatin –, quert rasch die aufgemalten Spielflächen, Foursquare oder Himmel und Hölle, hin zur breiteren Straße, die in die Stadt führt. Bisher ist ihr nicht in den Sinn gekommen, dass es Stunden, Tage dauern könnte, ihn zu finden, dass er auch schon ins Ferienlager verschickt worden sein könnte. Panik lässt sie schwindeln, ihren Blick verschwimmen, doch die Umrisse, die einstöckige Skyline der fernen Innenstadt halten sie auf Kurs.

Sollte er fort sein, ist alles verloren, denn alles, was werden sollte – nach solch sorgsamer Vorbereitung und Pflege –, war dieser eine Sommer, dieser leuchtende Augenblick, der letzte Rausch von Schönheit und Hoffnung. Schon im Oktober wird ihr Junge zu massig, bullig, selbstbezogen sein. Doch jetzt und hier ist noch das Zerbrechliche, das Geschmeidige, die Hitze so nah am Herzen.

Ferienlager. Sie hofft, seine Kleider sind noch nicht mit aufgebügelt Kennzeichen versehen, Vorname-Zweitname-Nachname, sind noch nicht in irgendeinen geerbten Leinwandsack gestopft und in einen großen Bus geworfen worden, der die grünen Hügel, die blauen Berge, die großen glasigen Seen des oberen Nordostens ansteuert. Wütend stellt sie sich vor, wie sie seinen genauen Aufenthaltsort herausfindet, indem sie die vorgeschriebenen wöchentlichen Briefe abfängt, die der Postbote hastig in den Briefkasten seiner Eltern steckt.

»Liebe Mama, lieber Papa, ich spiele jede Menge Tennis, lerne Schießen und mache viel Werken. Habe aus Versehen einen Jungen aus Rhode Island mit dem Golfschläger getroffen, er musste genäht werden, aber ihn kann sowieso keiner leiden, also ist es nicht so schlimm. Schick mir meine

Sportbrille und anständiges Kaugummi – nicht zuckerfrei, für richtige Blasen. Liebe Grüße.«

Sie wird ihn aufspüren, durchs Tor schlüpfen, indem sie sich als neue Küchenmitarbeiterin ausgibt, mit dem Schlachtermesser in der Hand wird sie des Nachts von Holzhütte zu Holzhütte schleichen und hier und da Stückchen probieren, aus jedem Stockbett ein wenig, bis sie ihn findet.

Ferienlager. Immergrüne Kletterpflanzen. Ein Speisesaal aus Fachwerk. Niedrige Hütten, hier und dort verstreut. In den Hütten ist die Luft feucht, das fleischig-dumpfe Aroma von Jungs hängt schwer darin. Kein Hinweis darauf, dass die Zivilisation nur einen Büchenschuss entfernt liegt. Hier trainieren sie, schicken Pfeile über den Himmel, takeln Masten auf, studieren die Kennzeichen von Spinne und Schlange, brechen zu abendlichen Expeditionen auf, verbringen Survival-Nächte tief im Wald, die Haut mit Insektenschutz getränkt, Marke 6-12 oder *Cutter's*, jeder Camper mit Taschenlampe, Schokoriegel und Morsecode-Ring ausgerüstet. Sie denkt an die fünfhundert Jungen, die Aufregung, die zotig und derb aufgeladene Atmosphäre, verglichen mit ihren eigenen Sommern, in Geschlechtertrennung verbracht, mit tausend Mädchen in die Hügel von Pennsylvania verschickt. Schwimmen im dunklen, moosigen See, die Fußknöchel von schlüpfrigen Fischen geküsst, die Füße vom mysteriösen Modder am Grund gehalten, dem Wasserland, einem unidentifizierbaren Matsch, der ständig drohte, sich aufzutun und eine dralle junge Camperin mit einem Happs zu verschlucken, worauf ein lauter Rülpsler zur Oberfläche aufsteigen würde. Der scharfe Stich der Aufseherpfeife ruft die Kleinen aus dem Wasser, zurück zur *terra firma*. Ich habe das Gefühl, ich kann sie selbst von hier, mit meinem verstellten Ausblick, wie im hellen Licht des Tages sehen; die Wassertröpfchen auf ihrer Haut, der

Nylon, der Baumwollstrick ihrer Badeanzüge, am Körper haftend. Ich sehe die Umrissse ihrer Schenkel, ihre vollen, vollkommenen Hinterbacken, die harten Knöpfe ihrer Brustwarzen, das zarte, anmutig abfallende V, das auf die glatte Spalte weist, den Pfad zum Palast der Königin. Ich sehe sie brustschwimmen, rüdenschwimmen, kraulen, ihre Gesundheit stärken, ihr Glück suchen, und bei Gott, ich will eine, das würde jeder. Ich möchte sie gar nicht unbedingt sehen – das wäre zu viel, würde zu viele Vergleiche herausfordern –, sondern mich blind stellen, die Augen schließen und sie einfach nur spüren. Und vielleicht würde sie Mitleid für mich empfinden, wie für einen armen alten Krüppel, und sich zu mir auf die schmale Pritsche legen.

Ich höre tausend weibliche Stimmen, die um ihr Abendessen singen, jaulen: *»Today while the blossom still clings to the vine.«*

Ich gehe mit ihnen in ihre Hütte. Dort riecht es nach der unendlichen Vielzahl von Sprays und Seifen, mit denen sie sich einreiben, was die Hütte zu einem Treibhaus macht, einem Gärtneralbtraum berausender Kräuter, der jeden mit der leisesten allergischen Neigung sofort niesen, husten, nach Atem ringen lässt. Ich gehe mit ihnen in ihr zeitweiliges Zuhause und sehe zu, wie sie sich fürs Bett fertig machen, wie sie herumhuschen, abwechselnd Waschbecken und Toiletten benutzen, mit breiten Bürsten die langen Locken bändigen. So viele in Bewegung, unmöglich, sich auf eine zu konzentrieren. Hier wirbelt der ganze Raum, neigt und dreht sich, so viel Kleidung an- und ausgezogen. Es dauert zehn, fünfzehn Minuten oder mehr, bis alle endlich gewaschen, im Pyjama und mit Zahnspange ausgerüstet sind, schlafbereit. So sammeln sie sich um den Tisch in der Zimmermitte, und die Betreuerinnen – selbst noch junge und verständnisvolle Frauen, gerade der Jugend entwach-

sen – führen sie durchs Abendgebet, bitten Gott, dass jedes Mädchen bei Tagesanbruch so viel klüger, erfüllter und großzügiger zu sich und anderen sein möge. Amen.

Dann stellen sich die zwölf kleinen Mädchen in zwei geraden Reihen auf, und einer nach der anderen drücken die Betreuerinnen ihnen die geübten Lippen mitten auf den Geist, auf die Stirn. Segen verabreicht. Die gutenachtgeküssten Kinder bringen sich selbst ins Bett. Schhh, schhh, schhh sind die letzten Worte der Betreuerin. Und das Flüstern hört auf. Schhh, schhh, schhh, und Gute Nacht. Licht aus.

Als wäre ich medizinisch behandelt, ruhig gestellt worden. Besänftigt. Beruhigt. Mein Atem geht gleichmäßig. Ich bin im Himmel, zusammengerollt unter diesen Nymphenwesen: Courbets Wunder mit den roten Brustwarzen; *Der Schlaf*, berührt; Rubens' *Jupiter und Callisto*; eins mit den brustkneifenden Helden der Kunstgeschichte; die Zweite Schule von Fontainebleau, *Gabrielle D'Estrees und eine ihrer Schwestern*. Ich bin gestärkt, versteift vom Erscheinen solcher Bilder vor meinem geistigen Auge, von der Fähigkeit meiner Sinne, sie heraufzubeschwören. Ich wünschte nur, die Gemälde wären hier, sodass ich die Leinwände vor meinem Bett aufreihen und über ihnen mein trockenes Gesicht reiben, mich zwischen den flaumigen Schenkeln so vieler jugendfrischer Mädchen betten könnte. Und vielleicht, meine Lieben, erkennt ihr dann, dass es zwar verboten ist, Pornografie ins Gefängnis einzuführen – auch wenn es natürlich passiert, auf den eigenartigsten Wegen: in Pappkartons mit Frühstücksflocken, in die Steuerformulare des Bundesstaates New York geheftet –, dass aber mein Interesse ohnehin nicht den rasierten Muschis der 1970er oder den aufgeblasenen Brüsten der 1980er gilt. Wie ich schon so oft betont habe, liebe ich es klassisch, gut gemalte, altmodische Bilder. Welche Kunst es ist, sich zu erinnern, die

Leuchtkraft der Ölfarben aufzufangen, das Volumen und das Aroma ihrer Mischung mit dem Terpentin, zu wissen, wie viele Monate das Trocknen dauert, die Gleitneigung der Farbe zu kennen, die sich der größeren Bequemlichkeit wegen von der Hand des Künstlers weg bewegt, in eine angenehmere Lage bringt. Als man in den Glanzzeiten dieser Einrichtung Weiterbildungskurse organisierte, da nahm ich den angebotenen Kunstunterricht, doch als meine Stillleben allzu wirklichkeitsnah wurden, als ich darauf bestand, große Farbkleckse durch meine Finger zu drücken und die bunte Pfote aufs präparierte Papier zu pressen, als ich Brüste und Hintern formte, Löcher für das Glied ließ, da führte man mich freundlichst aus dem Raum, die Hände wurden mir im großen Spülbecken gewaschen, und ohne Erklärung wurde ich in mein Quartier zurückgebracht. Am meisten schmerzte mich, dass sie meine Bilder behielten, sie mir einfach wegnahmen. Sie kamen in meine Zelle und leerten sie, und ich weinte. Die Nacht über suhlte ich mich im Leid und brüllte »Aber das sind meine, meine«, und man bot mir nicht einmal Medikamente, um den unverblümten Ausdruck meiner Verzweiflung zu dämpfen, obwohl ich aus dem Vermerk in meinen Akten sicher weiß, dass mir derlei bei Verstörung zusteht. In jener Nacht ließen sie mich leiden, die Farbe noch feucht unter den Fingernägeln, die Nagelhaut und Fingerspitzen dauerhaft befleckt. Ich lutschte daran, sog das Pigment, das Blei ein und hoffte, es würde mir etwas tun, der faulige Geschmack des billigen Gemischs würde mich meinem innersten Wesen näherbringen.

2

Was machen Sie denn da eigentlich so, um sich zu amüsieren?

Zwei Wärter unterhalten sich im Korridor. »Bestes Geschenk, das ich ihr je zum Hochzeitstag gemacht habe? Dieses Jahr – neue Titten.«

»Dicke Titten?«

»Jau. Das perfekte Geschenk. Hat sie gerade reinmachen lassen. Hat mich fünftausend Mäuse gekostet.«

»Wie groß sind sie denn?«

»Kann man noch nicht sagen.«

»Ist das nicht toll, was die Medizin heute alles kann – wie ein Ölwechsel, man bringt sie bloß in die Werkstatt, und da kriegen sie dicke Titten.«

»Unglaublich.«

»Kommst du zum Bowlen?«

»Diese Woche nicht, hab's mit dem Rücken.«

»Verrenkt?«

»Weiß nicht, irgendwas.«

»Lass ihn dir von deiner Frau mit den dicken Titten reiben, dann wird's bestimmt besser«, kichert der Wärter.

»Du bist echt 'ne Marke«, sagt der andere Wärter. »Echt 'ne Marke.«

Überall Verfall, drinnen wie draußen. Ich stopfe mir Toilettenpapier in die Ohren und wende mich wieder ihrem Brief zu.

Ferienlager. *Meine Eltern haben mich immer ins Ferienlager geschickt, aber die Mädchen da waren mir zu lesbisch, deshalb wollte ich nicht wieder hin.* Sie schreibt von der Erinnerung an einen bestimmten Nachmittag – vielleicht schreibe ich auch für sie –, ihre Syntax, ihre Artikulation, ihr Verständnis entspricht immer noch der gespreizten, beschränkten Sprache der Jugend. Die Geschichte handelt davon, wie sie in die Kühle ihrer Hütte kam, um ihren Tennisschläger zu holen, und die beiden kleinen Mädchen aus Louisville, Kentucky antraf – die beiden, die am häufigsten Päckchen mit selbst gemachten Pralinen zugeschickt bekamen –, sie lagen quer auf dem oberen Stockbett, Kopf an Fuß, der schmale Fuß der Brünetten fuhr hin und her über die Brustwarze der Rotblonden, deren Trainingsanzug bis zur Taille offen stand. Als die Turteltauben das Mädchen erblickten und es anlächelten, blitzte ein Licht auf, wie eine Explosion, da das Sonnenlicht von der Zahnspange der Brünetten – Kieferorthopädisches – reflektiert wurde und durch den Raum schoss. Und unser Mädchen, dem es in Magen und Geist sauer aufstieß, das ein Würgen in der Kehle spürte, griff sich Schläger und Bälle und eilte rasch wieder hinaus.

»Ich dachte, ich muss kotzen«, sagt sie. »Und das waren keine harten Mädels aus Baltimore oder Pittsburgh. Die waren aus Louisville und trugen lange Zöpfe und Perlenohrringe.«

Wie gern würde ich mit dem jungen Mädchen in dieses Camp zurückkehren, um durch die Fliegengitter der gardinenlosen Hütte zu sehen, wie die beiden Südstaatenmädchen einander auf der oberen Matratze nehmen, wie das Bettgestell über den Betonfußboden knirscht, während sie

unablässig ihre flachen Vorderseiten aneinanderreiben. Die sportliche Ausdauer der Jugend sollte stets bewundert werden. Mit ihr dorthin gehen und ihr erklären, dass die Übelkeit, die sie verspürt, der Brechreiz womöglich aus ihrem Inneren herrührt, das sich in bis dahin unbekanntem Verlangen zusammenzieht. Ich würde außerdem darauf hinweisen, dass der Impuls, das Essen »aus dem Gesicht fallen« zu lassen, so reichhaltige und wertvolle Nahrung zu vergeuden wie die drei oder vier Sandwiches mit Erdnussbutter und Gelee, die kaum eine Stunde zuvor unter der Ulme am Kanuteich verzehrt worden waren, weniger ein Zeichen des Widerwillens als vielmehr des großen Reizes ist, ein Platzschaffen für weitgehendere Möglichkeiten. Ich führe sie also zurück und lasse sie die beiden Experten aus dem *Bluegrass State* beobachten, die sich winden und miteinander ringen, und wenn sie zusammensinken, könnte ich ihrer Schulter einen festen Schubs geben, sie zum Mitmachen ermutigen. Dann und dort, vor der Tür, könnte ich die drei anschauen, wie sie sich auf dem Boden wälzen – denn das Stockbett ist zu schmal, zu wenig standfest für die gleichzeitigen Übungen aller drei –, und bekäme meinen Kitzel, meinen Leckerbissen.

Etwas huscht vorbei. Ein heller Strahl, wie die Explosion eines Blitzwürfels. Ein blauer Fleck bleibt vor dem Auge zurück. Ich sehe ein Mädchen vor mir. Ein Mädchen. Ich blinzele. Das Mädchen ist immer noch da. Ich werde versucht, verlockt. Alice.

Langsam kehrt die Vergangenheit zu mir zurück.

Wieder bin ich, so ist es meine Art, mein Tick, von der eigentlichen Geschichte abgeschweift. Und inzwischen wartet mein neues Mädchen, meine Korrespondentin, allein und genervt im Mittagsimbiss in der Stadt auf uns, als einzige Gesellschaft das gummiartige Käsesandwich, das sie einfach nicht verschwinden lassen kann.

»Teller abräumen?«, fragt die Kellnerin.

»Bitte«, sagt sie.

Nichts mehr vor sich, kann sie endlich die Rechnung bezahlen und langsam nach Hause schlendern. Die Anstrengung, ihre Bemühungen, ihre Konzentration hat sie ausgelaugt und abgestumpft. Sie geht langsam, jammervoll nach Hause, stolpert über gelegentliche Risse im Pflaster. Sicher hinter das Tor des Familienforts gelangt, streckt sie sich aufs Wohnzimmersofa, schluckt die drängenden Tränen herunter und hofft auf Schlaf.

»Schon gelangweilt?«, fragt ihre Mutter, stelle ich mir vor, während sie von Raum zu Raum rauscht, die Gegenstände hin und wieder her rückt, die ihr Leben ausmachen. »Weißt du, ich habe um zwei einen Friseurtermin – du könntest mitkommen. Sie könnten dich noch dazwischenschieben, dir ein paar helle Strähnchen machen. Vielleicht würde dich das aufmuntern?«

Die Tochter antwortet nicht. Das Bild ihres Kopfes mit einer Plastikhaube, durch deren vorgefertigte Löcher von geübter Hand Haarbüschel gezogen werden, ist viel zu erschreckend.

»Weißt du«, beginnt die Mutter auch ihren zweiten Satz mit dieser Phrase.

»Warum sagst du ›Weißt du‹, wenn ich es offensichtlich nicht weiß?«, fragt die Tochter.

»Ich wollte sagen, du bist kein kleines Mädchen mehr, du solltest anfangen, dich weiblicher anzuziehen. Ich könnte

mit dir nach White Plains zu Saks fahren und von Mrs Gretsky ein paar Sachen raussuchen lassen. Wir sind schon seit Jahren nicht mehr zusammen shoppen gewesen.«

Die Tochter sieht sich selbst in einem Strickkostüm mit Pillbox-Hut auf dem aufgehellten Haar, eine dicke Goldkette um wie ein Hundehalsband und eine kleine Krok-Handtasche am Arm, die immer noch zuschnappt.

»Ich dachte, es gibt einen Gerichtsbeschluss, dass wir nicht mehr zusammen einkaufen dürfen. Das ganze Geschrei und Gefluhe.«

»Du bist ja jetzt älter und hoffentlich erwachsener.«

»Das bezweifle ich.«

»Weißt du, ich werde nie richtig herausfinden, womit ich dich eigentlich so wütend gemacht habe, oder?«

»Nein«, antwortet die Tochter, zieht sich eine cremefarbene Kaschmirdecke über die Schultern und dreht das Gesicht zum Sofakissen.

»Dann ruh dich aus«, sagt die Mutter. »Du klingst griesgrämig, du musst immer noch übermüdet sein. Wir sehen uns später. Mach ein Nickerchen, aber sabber nicht.«

In meiner Erinnerung ist immer Sommer, ein bestimmter Sommer.

Ein Morgen im Juni. Frühstück. Ich gehe nach unten und finde meine Großmutter anstelle meiner Mutter, meine Großmutter, über den Herd meiner Mutter gebeugt, Spiegeleier bratend.

»Von beiden Seiten oder Sonnenseite oben?«

»Sonnenseite«, sage ich, immer optimistisch.

Die Abwesenheit meiner Mutter wird nicht erwähnt. Und ich bin der traurigen Überzeugung, dass dieser Tag eine Wiederholung des Tages vor zwei Jahren ist, als ich beim

Aufwachen erfuhr, dass mein Vater, während ich schlief, gestorben war. Mein Vater, ein wahrer Riese, zwei Meter vierzig, war gestorben, als ich träumte, und als ich noch schlief, hieften fünf Männer ihn die Treppe hinunter, wie ein Klavier, mit einem Seil um die Brust, weil sein Leib zu lang und langsam schon zu steif war, ihn um Ecken zu tragen.

»Wo ist Ma?«, spucke ich beim Abendessen schließlich aus.

»Charlottesville.« Meine Großmutter wartet mit der Antwort, bis der Nachttisch serviert ist. »Charlottesville«, sagt sie, als könnte der Name einer Kleinstadt im Süden mir ver-raten, was ich wissen muss. »Die Anstalt.«

»Wie lange wird sie da bleiben?«

»Na ja, das hängt davon ab, nicht wahr?«

Meine Taschen sind gepackt. Ich werde aus meinem eigenen Leben entfernt und soll bei meiner Großmutter wohnen. In meiner Erinnerung ist immer Sommer. Ich habe einen gelben Spielzeuglaster mit richtigen Gummireifen. Die Reifen liebe ich.

Sie schreibt: *Manchmal habe ich die seltsamsten Träume ...*

Jungen. Jungen von früher, Geister, suchen sie heim. Vor allem einer aus der sechsten Klasse. Am oberen Ende der Unterstufe – ein Meter vierzig, aus Minnesota transplantiert. Zuerst registriert, als sie seinen Blick auf die Zahlen unten auf ihrer Seite bemerkte, als er ihre Antworten in der Mathearbeit abschrieb. In der Garderobe drohte sie ihm in drängendem Flüsterton Verpetzen an, und rasch bettelte er um Gnade, um Nachsicht, um Verzeihung. Sie bot ihm streng überwachte Bewährung an. Er akzeptierte.

Als er sie befummelte, bekam er nur die aufgedunsenen Ausbeulungen, die später größere Schwellungen versprachen, und als sie ihn begrapschte, fand sie nur den schmalen kleinen Stab, der bei viel Geduld vielleicht zu einem kräftigen Gummiknüttel heranwachsen mochte. So spielten sie miteinander, als Gleiche, an den gleichen Stellen unbehaart.

Vielleicht unterm Deckmantel, rasch Freundschaften zu schließen, vielleicht auch ohne Gedanken an die Enttäuschung, die es bringen musste – für die Jugend findet man so leicht Entschuldigungen –, fing er an, auf den ersten gemischten Partys ihres Lebens, direkt vor ihren Augen, mit anderen Mädchen anzubändeln. Mit allen, eine nach der anderen, wenn auch vielleicht nur für einen Kuss, eine fünfminütige Schaukelrunde. Oft ertappte sie ihn beim Knutschen mit der Gastgeberin oder mit einer Banknachbarin, mit der mit den blondesten Haaren oder den dicksten Titten, immer raschelten er und irgendeine andere im Gebüsch hinter der Terrasse. Ihr Herz war das verlassene, aber sie machte weiter, denn sie war sicher – oder fast sicher –, dass keine andere dieselben Sachen mit ihm anstellte wie sie. Auf dem Fußboden im Wandschrank ihrer Mutter knebelte sie ihn mit einem Wildledergürtel von Dior; hinter der Stützwand aus Mauerstein hielt sie seine Beine mit einer Eisenbahnschwelle gespreizt. Weit hinten im Heizungskeller, versteckt hinter den Ersatzreifen und den Lenkschlitten, fesselte sie ihn mit mehreren Lagen Drachenschnur und zusätzlich mit Stromkabel an den Heißwasserboiler, wobei sein schwächerer Hintern zu fröhlich leuchtendem Rosa verbrühte, als die Hitze durch die dünne Isolierung drang. Sie drängte ihn über seine Grenzen, schob seinen süßen Schwanz vor und zurück, schaltete vom Vorwärts- in den Rückwärtsgang. Sie zog sich aus und ließ ihren nackten Körper über seinen gleiten, fuhr mit den elastischen Spitzen ihrer Brüste über

seine zarte, empfindliche Haut, vom Hals bis zu den Eiern, bis er sich wand und krümmte, sich vom Boiler wegzudrücken versuchte, wobei der Boiler ein Stöhnen hören ließ und der Junge flehte: »Steck ihn rein, steck ihn rein.« Sie trat zurück, lächelte, nahm sich selbst in die Hand und tanzte ein wenig durch den Heizungskeller, ihr haarloser Körper, ihre schmalen Hüften schwangen durch die ölige Luft, bis sie schließlich mit einem winzigen Schauer stocksteif stehen blieb, wie vom Schlag getroffen. Und als sie wieder zu sich kam, ging sie zu ihm, zog ihm die Unterhose wieder drüber und nahm ihn in den Mund, der dicke Stoff diente als eine Art Schutzfilter. Am Ende band sie ihn los, drehte ihn um und spuckte auf seine heißen Backen, leckte seinen leuchtendroten Arsch, pflegte das wunde Fleisch mit ihrer feuchten Zunge. Und er dankte ihr ausgiebig, verbeugte sich vor ihr, »Danke, danke, danke«. Sie zuckte die Achseln und ging zum nächsten Schritt über – lehrte ihn den Luxus des Rauchens und Trinkens. Sie reichte ihm eine von der Putzfrau geklaute Winston, eine dem Vater entwendete Flasche Whiskey, erhandeltes Marihuana in einer Maiskolbenpfeife. Tage und Nächte verbrachten sie miteinander, unzertrennlich. »Süß«, sagten beide Elternpaare über ihre zwillingshaften Kinder, ganz bezaubert. Spielkameraden.

Langsam, stetig verliebte er sich, wobei er nie die Furcht ablegte, sie könnte sich gegen ihn wenden, ihre Wut auf die zwölf Zentimeter Unterschied zwischen ihnen beiden richten und sie ihm ein für alle Mal entreißen – natürlich konnte er mir das keinesfalls mitteilen, aber ich könnte schwören, dass es wahr ist, weil ich es aus eigener Erfahrung kenne, von der Haushaltshilfe meiner Großmutter, die einmal mit dem Schälmesser auf mich losging. Wenn ihr mir nicht glaubt, lade ich euch in mein Zimmer ein, wo ich ungehemmt das Hemd heben und die Hose fallen lassen, die weiße Narbe

vorzeigen kann, die das Messer gemacht hat, die von knapp unterhalb des umgekehrten Stumpfs meines Nabels durch die verfilzten Härchen bis hinein in die niederen Regionen führt, bis nur einen Hauch vor dem geäderten Schlauch, der meine Männlichkeit ist. Für immer gezeichnet.

Sommer. Ihr Junge fuhr ins Ferienlager – die Wiederkehr dieses Themas erklärt ihre Sorge über den neuen Jungen, der an diese Wälder verloren geht. Es gab einen langen, langsamen Abschied im Kofferraum des Fords seines Vaters – der Wagenheber als zusätzliches Glied, das ihr beinahe in den Arsch fuhr –, zwei Wochen später gefolgt von einem eigenartigen Anruf spätnachmittags, und ihrer Mutter, die leise ins Arbeitszimmer kam und flüsterte: »Blitzschlag auf dem Spielfeld.« Und dem Mädchen bot man als engster Kameradin, als bester Freundin seine Spielsachen und seine Sammlungen an – Fünfcentstücke mit Büffelmotiv und Trommelsteine, seine Musikkassetten und seine Stereoanlage als Abschiedsgeschenk.

3

Gefängnis. Zwischen den Appellen. Ich bin in Erinnerungen versunken.

Mein gelber Laster darf nicht auf den Tisch.

»Das ist ein Esszimmer und kein Parkplatz«, sagt meine Großmutter. Sie presst Orangensaft. Meine Großmutter drückt das Blut einer Apfelsine in ein Glas und stellt es vor mich hin, dick vom Fruchtfleisch, von den Kernen. Ich habe Angst, es zu trinken, zu schlucken, weil ich fürchte, in mir wird ein Orangenhain wachsen, seine Zweige vom Magen bis in meine Kehle hinaufstrecken, mich im Rachen kitzeln.

»Keine Kerne«, hat meine Mutter immer gesagt. »Spuck sie aus.«

»Schluck sie runter«, sagt meine Großmutter. »Kein Mensch will dich am Tisch spucken sehen.«

Ein kleines Mädchen, das ein paar Häuser weiter wohnt, drückt sich die Nase an der Fliegentür platt. »Kann er zum Spielen rauskommen?«, fragt sie meine Großmutter.

»Geh«, sagt meine Großmutter. »Komm unter meinem Rock weg.«

Meine Mutter ist in der Anstalt. Das kleine Mädchen mag meinen gelben Laster. Ich liebe meine Gummireifen.

Kein Brief. Seit einigen Tagen schon habe ich kein Wort mehr erhalten. Ich stelle mir vor, von unserer Korrespon-

denz lenkt sie eine alte Schulfreundin ab, die in spätabendlichen, an Exorzismus grenzenden Sitzungen das Fieber ihrer Sinne heruntergekühlt und ihr zugeredet hat, sich einen Ferienjob zu suchen, einen Sommerkurs zu belegen und erforderliche Fremdsprachenkenntnisse zu erwerben; die sich angesichts der erschreckenden Entdeckung der Kühnheit ihrer Freundin deren kranke Erregung zu Herzen nahm. Hast du keine Angst, ihm zu schreiben? Befürchtest du nicht, dass er was Komisches mit dem Papier anstellt, es imprägniert, irgendwas implantiert, etwas von dem hineinsickern lässt, was ihn zu dem macht, was er ist? Ich könnte das nicht anfassen, dafür müsste ich Gummihandschuhe tragen und den Umschlag mit dem Steakmesser aufschneiden. Und lassen sie ihn schreiben, an wen er will? Steht auf dem Umschlag »Vorsicht, enthält Wahnsinn«? Allein die Worte, die Sachen, die er schreibt, könnten in deinen Kopf eindringen und dir was antun.

Ich fürchte, sie ist mir genommen worden, ehe ich sie für mich gewinnen, sie glauben machen konnte, dass die Verbindung zwischen uns so viel näher an den Kern der Sache, an ihre wahre Natur geht und dass ein Sommer als Aushilfe in der Anwaltskanzlei oder im Deutschkurs ihr fürs Leben letzten Endes wenig bringen, doch dass ein sommerlicher Austausch von Kniffen und Tricks mit mir sie für immer verändern würde. Als aus einem Tag zwei werden, setzt die Panik ein, und ich verfluche mich selbst, verdammt, verdammt, verdammt. Nie wieder werde ich einen Brief beantworten. Nie wieder werde ich mich in diese Lage, in diese Bettelhaltung bringen. Sie haben keine Vorstellung, wie wichtig sie für uns sind, sie spüren die Macht nicht, die wir ihnen einräumen, sie erkennen nicht, dass sie mit einer so kleinen Geste tief in unser Leben eindringen. Niemandem ist klar, wie wenig da eigentlich ist.

Henry geht mit seinen Waren im Korridor hausieren und stört meine Konzentration. Wie ein richtiger Vertreter geht er von Tür zu Tür, von Zelle zu Zelle, fühlt den Pulsschlag des Blocks, etabliert sich als Ersatz-Psychopharmakologe, rührt kleine Snacks für zwischen den Mahlzeiten zusammen, Ergänzungsmittel, Stimmungsaufheller. Henry, ein Mann der Mundhöhle, früher mal ganz der oralen Medizin verschrieben, hatte sich angewöhnt, seinen Patientinnen mit Lachgas das Bewusstsein zu nehmen und sie dann heftig zu ficken, während er ihnen die Weisheitszähne zog. Erwischt wurde er sozusagen durch einen Ausrutscher: Als er tief in einer Muschi steckte, glitt eine scharfe Klinge ab, seine Lieblingspatientin Mrs Mavis Gilette erwachte mit einem klaffenden Loch in der Wange, und ihre zerschnittene Zunge zuckte auf dem Fußboden. Und nicht nur das, sondern ihre Bluse war auch noch ganz falsch zugeknöpft. Nach seiner Einkerkelung gewöhnte er sich, von Gewissen und Reue geplagt, an andere Dinge, und um seine Bedürfnisse zu befriedigen, wurde er eine Art Drogist, mischte seine ganz eigenen eleganten Elixiere und so weiter und so fort.

Er steht vor meiner Tür. »Was darf es sein?«, fragt er.

»Ruhe«, sage ich, weil ich unbedingt mit meiner Arbeit fortfahren will, mit diesen schwierigen Erklärungen, »und Frieden.«

»Möge dein Traum dir Lohn sein.«

»Wie spät ist es?«, frage ich, als er weitergeht.

»Zu spät«, sagt er und geht weiter.

Gedenktag. Über das lange Wochenende ist eine Vernachlässigung der Aufsichtspflichten zu beobachten. Jemand übergibt sich im Korridor, und die Pfütze bleibt stundenlang liegen, der Gestank wird stärker und scheint den Korridor entlangzugleiten, immer näher und näher.